Zeitschrift: Jahrbuch für schweizerische Geschichte
Band: 23 (1898)

Artikel: Louis Vulliemin, schweizerischer Historiker aus der Waadt
Autor: Keller, Walther L.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-33361

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

LOUIS VULLIEMIN,

SCHWEIZERISCHER HISTORIKER AUS DER WAADT.

Von

WALTHER L. KELLER.

Leere Seite
Blank page
Page vide

Am 12. August des Jahres 1879 bewegte sich ein endloser Trauerzug dem Lausanner Friedhofe von Montoie zu. An dessen Spitze schritten die Vertreter der akademischen, städtischen und kantonalen Behörden, sowie der städtischen Vereine, schritt in akademischem Prunke die Studentenschaft, voran die waadtländische Sektion des Zofinger Vereins mit den Delegierten aller übrigen Schweizersektionen, schritt eine trauernde und teilnahmsvolle Menge, zusammengesetzt aus allen Klassen und Schichten der Bevölkerung. Im bekränzten Sarge ruhten die sterblichen Überreste eines Mannes, der während eines ungewöhnlich langen Lebens sich die Liebe und Achtung seiner Vorgesetzten, seiner Kollegen im akademischen Professorenkollegium, seiner Schüler, des ganzen waadtländischen Volkes in hohem Masse zu erwerben gewusst hatte. In Louis Vulliemin betrauerte die Akademie ihren Honorarius, die Zofinger den Begründer ihres Vereins und ersten Präsidenten; die historische Wissenschaft aber hatte in ihm einen glänzenden, ja berühmten Vertreter verloren.

Louis Vulliemin wurde am 7. September 1797 als der älteste von vier Geschwistern zu Yverdon geboren, wo sein Vater zuerst das Amt eines Steuereinnehmers versehen hatte, später aber von den Wohledelfesten Herren in Bern anno 1793 zugleich auch zum Kornhausverwalter gemacht worden war. Er scheint ein ergebener Anhänger des Berner Regimentes gewesen zu

---

Anmerkung. Die Abhandlung war ein Vortrag vor dem Historischen Verein des Kt. St. Gallen.

sein, sein Amt aber gegenüber den Waadtländern in loyaler Weise ausgeübt zu haben, so dass er, auch nachdem Berns Herrschaft aufgehört hatte, unter der neuen Regierung von sämtlichen Steuereinnehmern der einzige war, der in Amt und Ehren belassen wurde. Für das Geschäftliche scheint er einen scharfen Blick und eine glückliche Hand gehabt zu haben, und Vulliemin erzählt mit Behagen, wie sein Vater so nebenbei einen gar einträglichen Privathandel mit einheimischen Weinen getrieben, wie er zuweilen mit bestem Erfolg bei grossen Käufen als Zwischenhändler dank seiner Gewandtheit und Promptheit grosse Gewinne zu erzielen wusste, wie er im kritischen Moment sich vorsichtig und mit heiler Haut zurückzuziehen verstand, wie er endlich die gewonnenen Summen und Kapitalien vorteilhaft anzulegen wusste. Infolge glücklicher finanzieller Operationen war er imstande, seinen Kindern ein bedeutendes Vermögen zu hinterlassen, das ihnen die angenehme Aussicht auf eine sorgenfreie und behagliche Zukunft eröffnete.

Eine neue Zeit war unterdessen angebrochen. Es will scheinen, dass der von den Bernern hochgehaltene Vater Vulliemins sich mit den neuen Verhältnissen nicht leicht befreunden konnte, oder dass wenigstens die Gefühle der Dankbarkeit seinen früheren Herren gegenüber stärker waren, als diejenigen der Freude über die seiner Heimat zu teil gewordene Selbständigkeit. «Ihr wisst, meine Kinder», äusserte er sich noch auf seinem Sterbebette, «welches Vertrauen mir die ehemalige Berner Regierung geschenkt hat; ich bitte Euch, das nie zu vergessen. Es liegt mir ferne, etwa verlangen zu wollen, Euch der neuen Zeit, dem neuen Kanton und der neuen Regierung nicht anzuschliessen; aber doch hoffe und wünsche ich, dass meine Kinder dessen stets gedenken werden, was ihr Vater dem Wohlwollen Berns zu danken hatte, hoffe, dass sie sich niemals denjenigen anschliessen möchten, welche hart und ungerecht über dasselbe urteilen würden».

Von seiner Mutter erzählt Vulliemin in seinen «Souvenirs» gar wenig; immerhin gedenkt er ihrer in Liebe und kindlicher

Anhänglichkeit. Gern und oft aber erwähnt er seines Onkels mütterlicherseits, des Pfarrers Gonthier, der ihm in vielen Beziehungen ein zweiter Vater gewesen, eines ausgezeichneten Geistlichen, den man den Fénélon des Protestantismus genannt hatte, und den schon der junge Knabe ins Herz geschlossen.

Diese ersten Führer seiner Kindheit übergaben den achtjährigen Knaben dem von Pestalozzi geleiteten Institute zu Yverdon, das damals in höchster Blüte stand und eines Weltrufes genoss. Die Erinnerung an den Mann, der in Liebe und Selbstlosigkeit aufging für die Unglücklichen, lebte noch frisch in dem Gedächtnis des Siebzigjährigen; er widmet seinem ersten Lehrer Worte herzlicher Verehrung, ohne jedoch seine Schattenseiten unberührt zu lassen. Aber die Schilderung der unordentlichen äussern Erscheinung dient nur dazu, Pestalozzis grosse Eigenschaften in helleres Licht zu stellen: «So, wie ich ihn schildere, liebten wir ihn alle, und er zahlte uns diese Liebe zurück mit Zinsen; wir hatten ihn so herzenslieb, dass wir gedrückt und traurig waren, sobald wir ihn nicht sahen; erschien er, so konnten wir unsere Blicke nicht von ihm wenden; denn wir alle wussten, wie sehr er der Freund der Kleinen, der Unglücklichen und Armen war».

Damals zählte Pestalozzis Anstalt zwischen 150 und 200 Zöglingen; sie war dem Gründer längst über den Kopf gewachsen. Nicht ohne Schalkheit erzählt Vulliemin, wie deren weitläufige Verwaltung in lässiger Art betrieben wurde, die in mancher Hinsicht an die biblische Einfachheit der apostolischen Gütergemeinschaft erinnerte. «Die Kasse befand sich im Zimmer Pestalozzis, und jeder der Lehrer besass einen Schlüssel dazu; wollte sich Niederer ein Paar Schuhe kaufen, oder hatte Krüsi ein Paar Hosen nötig, so entnahmen sie dem Schatze den erforderlichen Betrag». Dieses patriarchalische Verhältnis dauerte lange, ohne dass sich jemand irgendwelche Veruntreuungen zu schulden kommen liess. Die Lehrer bezogen freilich keinerlei Gehalt; dafür sollten sie wie Glieder der Familie gehalten werden.

Vulliemin anerkennt das Vortreffliche an der Methode des Meisters, bemerkt aber, dass erst dessen Lehrer und Gehülfen dieselbe interpretirt und ins Praktische übersetzt haben, jeder nach seiner Weise, bis sie sich darüber in die Haare gerieten und endlich nur noch in einem Punkte übereinstimmten, nämlich darin, dass Pestalozzi seine Methode selber nicht recht verstanden habe. «Uns war die Methode ein Rätsel», erzählt Vulliemin, «wie übrigens den meisten unserer Lehrer auch. Im Ganzen genommen war freilich in der Anstalt blutwenig von Wissenschaft zu spüren, und die Lehrer fühlten in sich nicht den Trieb, sich weiter zu bilden. Ich habe einmal Pestalozzi in hohem Alter sich rühmen hören, dass er seit 40 Jahren kein Buch mehr gelesen habe, und seine Lehrer gingen hin und thaten des gleichen. Ihr Unterricht aber wandte sich an den Verstand, anstatt wie früher nur ans Gedächtnis; sie bildeten den Schüler, anstatt ihn abzurichten, und zielten hin auf eine möglichst harmonische Ausbildung der kindlichen Fähigkeiten, Ziele, welche damals neu waren, und die man zu erstreben sich damals nirgends bemühte».

Nach 1½jährigem Aufenthalte in der Anstalt bezog der 9½jährige Knabe die Stadtschule in Thun. Es war eine lange Reise, die der Knabe nach schmerzlichem Abschiede von den Seinen auf des Vaters Wägelein machte, häufig genug unterbrochen, bis die Stadt sich endlich den kindlich neugierigen Blicken des Kleinen zeigte. Die Bernerbuben waren damals schon ungeschlacht; in der Schule lieferten sich die Deutschen und Welschen förmliche Schlachten. «Die Umgebung, in die ich geraten war», sagt Vulliemin, «war freilich rauh; aber sie gefiel mir doch». Mit Achtung erzählt er von seinem damaligen Lehrer, dem Direktor Studer, der ihn in das Studium der alten Sprachen auf sehr anregende Weise einführte und der ihm zuerst die Gewohnheit und Liebe zu ernster und angestrengter Arbeit beibrachte.

Im Alter von 12 Jahren trat der tüchtig vorbereitete Junge in das Collège zu Lausanne ein, wo ihm die strenge Vorschule,

die er in Thun durchgemacht hatte, gar wohl zu statten kam. «Damals schon war ich für das Fach der Geschichte leidenschaftlich eingenommen; kein Autor hat mich so sehr entzückt, wie Livius». Mit Leichtigkeit durchlief er alle Klassen und absolvierte die Philosophie. Sein jüngerer Bruder Karl war unterdessen ebenfalls ins Collège eingetreten, und beide waren bei einem Pfarrer untergebracht worden, an welchen sich Vulliemin mit Vergnügen erinnerte. Ganz in der Nähe der Pfarrwohnung war ein Mädchenpensionat, deren Leiterinnen mit dem würdigen Pastor befreundet waren. Jeden Sonntag abend versammelte man sich bald im einen, bald im andern Hause, und die jungen Leute ergötzten sich an Scherz und Spiel, und allerlei Kurzweil. Um jeweils den Abend recht angenehm zu beschliessen, pflegte der würdige Pastor seine Geige hervorzuholen, und unter der strengen Aufsicht der Institutsvorsteherin schwang die fröhliche Jugend ein Tänzchen. Jeden Monat wurde ein kleines Theaterstück gespielt, irgend ein leichtes Phantasiestück; war darin eine Liebhaberrolle, so wurde sie dem jungen Studenten übertragen, der stets mit dem nötigen Verständnis sich seiner Aufgabe zu entledigen wusste.

«Quand l'Univers et l'Ecriture Sainte se tairaient, les sentiments que j'eprouve me diraient qu'il y a un Dieu!» schreibt er in einem Briefe an die Eltern am Tage seiner Konfirmation. Dieser Ausspruch, obwohl in jungen Jahren der Unerfahrenheit und des ungeläuterten und unvertieften Denkens gethan, ist nichtsdestoweniger der Grundton geblieben, welcher durch sein ganzes späteres, religiöses Leben hindurchklingt. Dieses rückhaltlose Bekenntnis innerster Überzeugung wird niemandem auffallen, wenn man bedenkt, dass Vulliemin in äusserst strenggläubiger Umgebung aufgewachsen war: mächtig hatte auf den Knaben das Elternhaus gewirkt und vielleicht nicht weniger das vortreffliche Beispiel und die Herzensgüte seines Grossvaters, eines Geistlichen; nicht geringer war der Einfluss seines Oheims gewesen, des schon erwähnten Pfarrers Gonthier; endlich wird auch der Umgang mit Pfarrer Chavannes, in dessen

Hause er während seiner Studienjahre wohnte, die gewonnenen Eindrücke nur befestigt haben.

Unter seinen Alters- und Studiengenossen fand Vulliemin gar bald diejenigen heraus, mit denen enge Freundschaft ihn sein ganzes Leben verbinden sollte. Es waren ihrer fünf junge Leute, die alle dieselben religiösen und patriotischen Grundsätze, dieselben Neigungen hatten, gleiche Ziele verfolgten, die sich eines rechtschaffenen, musterhaften Lebenswandels zu befleissen suchten, indem sie dem Wirtshausleben, allen leichtsinnigen Zerstreuungen und allen Gefahren des weiblichen Umgangs aus dem Wege zu gehen sich gelobten. Begreiflich kam dieses «Fähnlein der Aufrechten» gar bald in den angenehmen Geruch der Heiligkeit. «Man nannte uns die Frommen, les pieux, begegnete uns aber nichtsdestoweniger mit Achtung und Wohlwollen, da man den wirklichen Grund dieses treuen Zusammenhaltens erkannte und ehrte und nicht etwa geistigem Hochmut und Dünkel zuschreiben wollte».

Wenn hier von diesem Tugendbunde Notiz genommen wird, so geschieht es nicht etwa, um dem moralischen Wert desselben ein Kränzchen zu winden. Die vornehm naserümpfende Ausschliesslichkeit, die uns hier zum ersten mal deutlich vor Augen tritt, ist dem Charakter Vulliemins einigermassen verblieben; eine gewisse Reserviertheit hat er zeitlebens geübt; er hat niemals nach unten, stets aber nach oben geschaut, hat niemals einen Blick gehabt für soziale Schäden im Volke. Der Tugendbold, der grundsätzlich die Verlockungen und Zerstreuungen flieht, wird ihnen freilich nie zum Opfer fallen, hat aber auch niemals Gelegenheit, seine moralische Kraft kennen und messen zu lernen. Höher steht doch derjenige, der sich versucht, geprüft und bewährt hat, und wenn es sich einmal darum handeln sollte, im Leben helfend einzugreifen, so ist dieser jedenfalls eher im stande, es zu tun, als jener andere, der seinen Idealismus darin sieht, den Kopf im Sande zu verstecken.

Nachdem Vulliemin seine Gymnasialstudien zum Abschluss gebracht hatte, beschäftigte ihn die Frage der Berufswahl. Er

selber kam zu keinem bestimmten Entschlusse und entschied sich schliesslich für die Theologie namentlich, weil diese Wahl den geheimen Wünschen seiner Eltern entgegenkam. Seine Neigung für historische Studien war ihnen freilich bekannt; aber für dieses Fach hätte sich damals im Kt. Waadt ein Spezialgelehrter keine Carriere geöffnet. Beide Brüder, und mit ihnen die meisten der vorhin genannten Aufrechten, liessen sich in die theologische Fakultät der Académie von Lausanne einschreiben.

Das religiöse Leben war zur damaligen Zeit im Kt. Waadt nicht dazu angethan, einen jungen Mann, der gesonnen war, es mit dem erwählten Berufe ernst zu nehmen, und dessen Religiosität schon von Haus aus von seltener Innerlichkeit war, für die geistliche Laufbahn zu begeistern. Die Landesreligion war damals eine schlaffe, aber ehrbar-rechtschaffene Orthodoxie, und der Glaube der damaligen Geistlichen vermischt mit Herzlichkeit, Naivetät und behaglichem Epikuräismus: es geschah nicht selten, dass die Pfarrer in ihren Predigten den Heiland, den Horaz oder gar Rabelais in einem Atemzuge nannten und verglichen. Dabei waren sie aber schlicht und ehrlich, erfüllten die Pflichten der Religion, lebten mit den Katholiken im Frieden, wenn auch mehr aus Gleichgültigkeit als aus christlicher Liebe. Man verhielt sich selbstverständlich ablehnend gegen die deutsche Philosophie, obwohl sie den meisten nur oberflächlich bekannt war, und wies den deutschen Rationalismus sowie den Arianismus einiger Genfer Pfarrer und Professoren von sich.

Aus den überlieferten Nachrichten über Vulliemins Studienjahre lässt sich des Interessanten nicht viel berichten. Das theologische Studium damaliger Zeit konzentrierte sich auf die Bibel. Es ist bezeichnend für den angehenden Theologen und zukünftigen Historiker, dass sich beim Studium der hl. Schrift der kritische Geist in ihm zu regen anfängt. «Ich habe die hl. Schrift stets mit der ihr gebührenden Achtung, aber doch nie anders aufgefasst, als ein unter den Gesetzen der Geschichte entstandenes, litterarisches Werk, das eben auch als solches be-

trachtet und beurteilt werden will». Aber das mächtige Arsenal der protestantischen Scholastik, ihre schwerfällige und kalte Argumentation fröstelten ihn an und drohten, den jugendlichen Enthusiasmus gar bald hinunterzudrücken auf den Nullpunkt der Ermüdung und Indifferenz. Mit inniger Freude erzählt Vulliemin, wie in solchen Augenblicken von Zweifelsnöten und Verzagen ein in höheren Semestern stehender Student der Theologie, «dont la prédication nous croyions être un écho de celle de Fénélon», ihm den wahren Weg gezeigt, indem er ihn auf das Evangelium verwiesen habe, als das einzige und sicherste Rettungsmittel aus dem Streit der Widersprüche. — Mit Eifer und Begeisterung versenkte er sich in die Schriften Herders, seinen «Geist der hebräischen Poesie», seine «Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit», studierte Kant, Fichte und Schelling und übersetzte schon damals, wie er sagt «zur Erholung», die ersten Bände von Müllers Schweizergeschichte.

Während dieser Zeit angestrengten Fachstudiums hatten Vulliemin und seine Freunde ein offenes Auge behalten für soziale und politische Zustände im Vaterlande; denn sie waren alle Kinder der Revolution, waren aufgewachsen in gar bewegten Zeiten. Obwohl unterdessen die Stürme sich gelegt hatten, blutete noch manche Wunde aus jenen Tagen; manches Vorurteil war bestehen geblieben. Hass und Zwietracht trennten die Kantone, errichteten unübersteigliche Schranken zu einer Zeit, da gemeinsame Leiden sie einander hätten näher bringen und enger verbinden sollen. «Da wir unser Vaterland herzlich liebten, gingen uns diese traurigen Zustände sehr zu Herzen. Sollte es nicht möglich sein, diese Schranken zu durchbrechen? In erster Linie würde es wohl Aufgabe der Jugend sein, darauf hinzuarbeiten, und die ganze gebildete Schweizerjugend würde gewiss freudig den Vaterlandsgedanken erfassen, ihn hegen, pflegen, hochhalten, ihn überall dahin tragen, wo man ihm jetzt kein Plätzchen gönnen wollte. Hätte man sich einmal auf diesem gemeinsamen Boden gefunden, so

würde die Begeisterung der Jugend dazu vermögen, viele Gegensätze auszugleichen, die uns damals strenge trennten». Über diesen Gedanken besprach sich der junge Vulliemin eines Tages mit einem Berner Studenten, Namens Stähli, der sich vorübergehend in Lausanne aufhielt, und schon im folgenden Jahre (1819) trat eine Zahl von 60 Studenten, Waadtländern, Bernern und Zürchern in Zofingen zu einer vorberatenden Versammlung zusammen. Sollte die zu gründende Gesellschaft allen Schweizern offen stehen? Die Berner bejahten, die Zürcher stimmten diesem Vorschlag erst nach einigem Zögern und Bedenken bei; diejenigen Studenten aber, welche an deutschen Universitäten studierten, den dortigen Burschenschaften angehörten und mit Barett und Degen erschienen waren, verwarfen dieses Statut und verliessen den Saal in ostentativer Weise. Hierauf wurden die Grundzüge der Statuten beraten, welche der Hauptsache nach heute noch Geltung haben, und Vulliemin zugleich zum ersten Präsidenten gewählt. «Wir haben nie aufgehört, diese ersten Tage des Zofingervereins als die schönsten unseres Lebens zu betrachten, und man sagt mit Wahrheit, dass der Verein mehr Gutes gestiftet hat, als dessen Gründer jemals zu ahnen gewagt hätten und man im allgemeinen glauben möchte. Alles ist bei uns verbündet; alle Disziplinen sind geeinigt durch das alle umschlingende Band; — die Schweiz allein besitzt einen Zofingerverband, der auch nur bei uns möglich ist; denn er setzt die Kantone voraus, unsere Akademien, die Vereinigung des Studentenlebens mit dem Leben in der Familie; er gestattet einen Einblick in alle Fragen, welche das soziale und politische Leben berühren; er setzt eine gewisse Einheit von Sitte und Verfassung voraus, aber auch die Gegensätze, welche sich hinwiederum aufheben und versöhnen, welche aufgehen in der warmen Liebe zum gemeinsamen Vaterlande. Der Zofingerverband kann nur recht gedeihen in einem Bunde von Kantonen, nicht aber in einem Staate: elle suppose une Suisse unie et non pas unitaire».

Dem Studentenleben damaliger Zeit war noch mancher Zug ehemaliger Einfachheit, Herzlichkeit und Poesie geblieben. Zur ersten Hauptversammlung im Jahre 1820 begaben sich die Lausanner Studenten zu Fuss mit dem Tornister auf dem Rücken, die Länge des Weges mit fröhlichem Liede sich kürzend. Bald da bald dort stiess ein demselben Ziele zusteuernder Bruder Studio zum fröhlichen Trüpplein, bis dasselbe anschwoll zur stattlichen Zahl. Mit Freuden gedenkt Vulliemin der Freundschaft, welcher sich damals die Herzen so frank und freudig öffneten, wie das Haus und die Familie eines jeden Kommilitonen zur gastlichen Stelle wurde: in Zürich, in Luzern, in den Waldstätten, überall wurde diese frohe Jugend, in der man gerne und dankbar die Zukunft besserer Tage erblickte, gar herzlich begrüsst und gefeiert. Sektionen gründeten sich in Genf, in Neuenburg, in Basel, St. Gallen und Chur; selbst in deutschen Universitätsstädten versuchten die Zofinger, sich zu Verbindungen zusammenzuthun. Aber die Feindseligkeiten, womit die Burschenschaften ihnen begegneten, liess die Schweizer gar bald erkennen, dass die Verbindung, national wie sie war, nur auf Schweizererde sich gedeihlich entwickeln könne. — Nachdem der erste Enthusiasmus verraucht war, schien freilich das vorgesteckte Ziel vielen nicht bestimmt und positiv genug zu sein: die einen suchten der Verbindung eine litterarische, andere eine mehr politische Richtung zu geben; mehrere wünschten ihr eine religiöse Färbung zu verleihen; eine grosse Zahl endlich strebte mit allem Eifer eine Vereinigung an mit den Turnvereinen: keiner dieser Einzelbestrebungen gelang es, die Verbindung ihren ersten Zielen zu entfremden.

Mit diesem ersten Zofingerfest verband Vulliemin seine erste Schweizerreise. Der noch ganz junge Student trug eine grosse Zahl von Empfehlungsschreiben an damals hervorragende Männer in der Ostschweiz bei sich, Empfehlungen, die sehr wahrscheinlich von seinem ehemaligen Lehrer Niederer im Pestalozzi'schen Institut herrührten. So machte Vulliemin die

Bekanntschaft des Philologen Kaspar von Orelli. Niederer hatte offenbar dem Zürcher Professor seine Neigung zum Geschichtsfach verraten: Orelli nahm ihn freundlich auf und ermunterte ihn in seiner noch furchtsam geäusserten Absicht, einst einmal die Schweizergeschichte Joh. v. Müllers fortzusetzen, gab ihm die wertvollsten Winke und Wegleitungen. — Von Zürich führte ihn sein Weg in unsere Stadt St. Gallen, wo eben Kaspar Zellweger in den Archiven seinen geschichtlichen Studien oblag; Empfehlungen vermittelten auch hier wieder die Bekanntschaft.

Wenn Kaspar von Orelli den jungen Geschichtsfreund zu der gefassten Idee beglückwünschte und ihn zur Ausführung derselben anfeuerte, so leitete dagegen Kaspar Zellweger seine ersten Schritte in praktischer Hinsicht. Nicht nur nahm er ihn freundlich auf, sondern veranlasste ihn sogar, gemeinsam mit ihm zu arbeiten. Er zeigte ihm die Archive und erklärte ihm, wie dieselben zu benutzen seien; er machte ihn aufmerksam auf andere kantonale Archive, welche Fundgruben für die Schweizergeschichte wären, verwies ihn auf ausländische Sammlungen, deren Studium unerlässlich sei, weil sie vielfach den Schlüssel lieferten zu den einheimischen, empfahl ihm eine Anzahl von Werken, deren Studium demjenigen der vaterländischen Geschichte unbedingt vorangehen müsste, und welche sich Vulliemin gleich nach seiner Heimkehr verschaffte. Hierauf führte er ihn mit sich nach Trogen, behielt ihn mehrere Tage bei sich und bewies ihm damals schon jene Freundschaft, die er ihm bis an sein Lebensende bewahrt hat.

Mit offenem Auge durchwandert Vulliemin die beiden Rhoden und erzählt manchen charakteristischen Zug von unsern Nachbarn. Knousert, einer seiner ehemaligen Lehrer in Yverdon, hatte ihm einen Brief zur Abgabe an seine Schwester übergeben, die zu Appenzell im Kloster lebte. Vulliemin ermangelte nicht, an die Pforte der Schwestern des heiligen Franziskus zu klopfen und das Schreiben abzugeben. Zuerst weinte das Nönnchen die hellen Thränen bei diesem Lebenszeichen des totgeglaubten

Bruders; dann holte es in der überströmenden Freude seines Herzens alle Arten von Leckerbissen, Kuchen, Eingemachtem etc. hervor, kurz, alles was es hatte, und erzählte in treuherziger Weise von seinem Klosterleben. Anfänglich habe die schrecklichste Langeweile sie alle gequält: zur Abhülfe habe es auf den Rat seines Bruders angefangen, die Kinder der Nachbarschaft zu unterrichten. Wie aber die Sache ruchbar geworden, da hätte sich an der Landsgemeinde eine Stimme tadelnd vernehmen lassen darüber, dass die Schwestern des heiligen Franziskus Kinder unterrichteten: «Da würde also eine ganze Anzahl Appenzeller heranwachsen, die gescheidter sein wollten, als andere? Wenn das so fortgehen sollte, was würde aus der republikanischen Gleichheit werden?» Die Landsgemeinde erklärte diese Bedenken für begründet und beschloss, es sei die Oberin einzuladen, dem Skandal ein Ende zu machen und die fehlbare Nonne einzusperren (!). Diese kuriose Verirrung des demokratischen Geistes steht übrigens nicht einzig da. Kaspar Zellweger, dessen grossartige Wohltätigkeit die heutige Generation mit Achtung und Dankbarkeit anerkennt, war genötigt, dieselbe im Verborgenen zu üben, um nicht die Eifersucht seiner Mitbürger zu wecken. Er hatte in Trogen eine Lehranstalt gegründet und diese zugleich wacker dotiert, und gerne hätte er sie dem Kanton geschenkt; aber die Landsgemeinde wies zu wiederholten Malen das durchaus uneigennützige und hochherzige Anerbieten zurück mit der Begründung, es sei zu fürchten, dass der Unterschied im Bildungsgrad der Landeskinder der demokratischen Gleichheit zum Schaden gereiche. Erst 1821 nahm der Staat die Schenkung entgegen, aus der sich in der Folge die Kantonsschule in Trogen entwickelte.

Von Appenzell aus durchstreifte Vulliemin das Ländchen die Kreuz und Quer und setzte seine Reise fort nach dem Rheinthal und dem Toggenburg. In Wattwil war er der Gast des dortigen Pfarrers, «digne homme que nous ne connaissions aucunement», bei dem er und sein Bruder zwei Tage verweilten. Ganz besonderen Eindruck hinterliess ihm ein Natur-

genie in Innerrhoden, von dem er noch später bei einem Besuch in Paris Thiers erzählte, worauf dieser erwiderte: « Combien peut-être de Shakespeare meurent en leur germe, méconnus et à jamais ignorés! »

Die Studien riefen Vulliemin nach Lausanne zurück. Am 22. Juli 1821 wurde er ordiniert und ins waadtländische Ministerium aufgenommen. Die Akademie, welche damals noch die Funktionen eines Kirchenrates ausübte, übertrug ihm die Stelle eines Pfarrverwesers (Suffragant) von Chexbres, in der Nähe von Vevey gelegen. Wir dürfen uns unbeschadet des Gesamtbildes über seine pastorale Thätigkeit, die sich auf nur wenige Jahre erstreckte, kurz fassen und uns damit begnügen, diejenigen Züge hervorzuheben, welche dazu angethan sind, ein Licht zu werfen auf seinen Charakter. Es unterliegt keinem Zweifel, und der junge Pfarrer lässt hie und da durchblicken, dass es ihn nicht wenig Mühe gekostet hat, die Lehren der Kirche in Einklang zu bringen mit den Forderungen des praktischen Lebens. « Meine religiöse Entwicklung vollzog sich gar langsam; denn ich bin keiner von denjenigen, welche der Herr auf dem Wege nach Damaskus niederschmettert ». Geängstigt von Zweifeln und Widersprüchen und einem immer klarer sich aufdrängenden Bewusstsein, seiner Stellung und seinem Gewissen nicht genügen zu können, verfiel er in eine Art christlichen Pessimismus und wurde ein Opfer der Melancholie. Aus dieser Gemütsverfassung, in welche ihn Kirchen- und Glaubenslehren einerseits und der ihm angeborene, kritische Zug anderseits gestürzt hatten, sollte ihn namentlich das vortreffliche Beispiel seines schon genannten Oheims, des Pfarrers von Nyon, erlösen. An dem edeln, praktischen Christentum dieses vortrefflichen Mannes richtete sich der Zweifler wieder auf und gewann das verlorene Gleichgewicht des Gemütes zurück. Gonthier zog seinen Neffen zu sich nach Nyon; denn der alternde Mann erbat sich die jüngere Kraft von der Akademie als Hülfspfarrer. Im Jahr 1824 vermählte sich Vulliemin mit Mlle. Marie Galliard, die einer seit dem Widerruf des Ediktes

von Nantes in der Waadt ansässigen Hugenottenfamilie entsprossen war. « Ich habe in ihr gefunden, was mein Herz sich gewünscht hat; ihrem Einfluss danke ich es hauptsächlich, dass nach und nach die Schatten aus meinem Gemüte gewichen sind, welche es ehedem verdunkelt hatten ».

Es ist vorhin versucht worden, mit ein paar kurzen Strichen das religiöse Leben zu charakterisieren, das unmittelbar nach der Restauration im Waadtland herrschte, das sich kennzeichnete durch träge, verschlafene Indifferenz, sowohl der Hirten als der Herde. Indessen aber war die Zeit nahe gerückt, da Leben und Bewegung in die matten, formenstarren Zustände kommen sollte, und alle Zeichen des Wiedererwachens waren schon vorhanden; nicht nur in der Waadt, sondern auch anderswo machte sich eine Strömung, ein Fortschritt religiöser Ideen bemerkbar. Allerdings war diese Bewegung mehr ausländischen Ursprungs, nahm aber gar bald nationalen Charakter an: englische und schottische Missionäre waren an die Gestade des Genfersees gekommen und hatten mit ihrem neuen Evangelium warme und bereitwillige Aufnahme gefunden in einem Lande und unter einem Volke, das unter der Herrschaft der Berner nicht nur in politischer, sondern eben auch in religiöser Hinsicht beherrscht und gemassregelt worden war. Das Suchen und Tasten in politischer wie in religiöser Hinsicht ist vielleicht aus der Jugend des Kantons zu erklären. Erst zwanzig Jahre war es, seit das Land mündig geworden; nun war es in den Flegeljahren. Noch war es die Freiheit und Selbständigkeit nicht gewohnt, und in den neuen Verhältnissen bewegte es sich mit der Unerfahrenheit der Jugendlichkeit. Wie jedes gewaltsame Zurückhalten und Niederdrücken eine Reaktion zur Folge hat, sobald dieser Druck aufhört, so geschah es auch in dem nun selbständig gewordenen, ehemaligen Unterthanenland: in dem Suchen nach dem religiösen und politischen Gleichgewicht kam es zu Exzessen. Als daher die Missionäre und später ihre Schüler, grösstenteils junge und unerfahrene Leute, zur religiösen Wiedergeburt und zum Aufwachen aufforderten, als sie (wie

Vulliemin sagt) «mit Neulingshänden zur alten Fackel griffen», fanden sie willige Ohren und Herzen, und bald genug zeigte sich die von solchen Bewegungen unzertrennliche Schwärmerei: die Gewissen und Gemüter wurden aufgeregt; die Verwirrung drang in den Schoss der Gemeinden und Familien, und das Volk wurde seinen teuren Gewohnheiten und seiner Ruhe entrissen. — Diese neue Predigtweise, geübt von Unberufenen, war den Sitten des Volkes anstössig, und zwar um so mehr, als die Verkündiger der neuen Lehre in ihren Ansichten gar engherzig und von geistlichem Hochmut keineswegs frei waren; voller Anmassung warfen sie sich auf zu Richtern über die Herzen und sprachen unbedächtig über sie das Verdammungs- oder Begnadigungsurteil aus, das auszusprechen dem Menschen nicht zusteht. Bis anhin hatte man den lieben Gott als den Urquell alles christlichen Lebens betrachtet: die neue Lehre sah in ihm ein beinahe veraltetes Idol, begrüsste dagegen Jesum Christum als einen neuen Jupiter und räumte ihm eine Stellung und Bedeutung ein, die er bis dahin nicht gehabt hatte. Die Unfehlbarkeit, mit welcher die neuen Apostel über religiöse Fragen entschieden, erregte Ärgernis im Volke, das zu allen Zeiten gegenüber geistlicher Anmassung sehr empfindlich gewesen und jede selbstherrliche Überordnung gehasst hat. Die Folgen blieben nicht aus: man mass die «Frommen» mit feindlichen Blicken; man verdächtigte sie auf alle Weise; man schob ihnen schändliche, lichtscheue Laster unter, ähnlich wie man es den ersten Christen gethan, und wie es heute noch zu geschehen pflegt.

Die grosse Mehrheit der Geistlichkeit nahm Stellung gegen die Frömmler und verurteilte ihr Gebahren in Wort und Schrift; das Volk aber kämpfte mit andern Waffen: es überfiel die Häuser, wo die Konventikel abgehalten wurden, und sprengte die Momiers auseinander, indem es in Ermanglung von Hydranten die Feuerspritzen in Bewegung setzte. Diese Selbsthülfe des Volkes veranlasste die Intervention des Grossen Rates, welcher am 20. Mai 1824 jenes berüchtigte Gesetz er-

liess, wonach alle ausser der Landeskirche gehaltenen, religiösen Versammlungen und alle Proselytenmacherei als strafbar erklärt, ja mit Landesverweisung geahndet wurden. Dieses Gesetz, geschaffen unter dem Eindruck der ersten Aufregung, kam dem Volke äusserst gelegen, und unter dem teilweisen Schutze desselben schritt der Janhagel zu den bedenklichsten Ausschreitungen.

Die Momiers hatten sich rekrutiert aus den Kreisen der Vornehmen und Begüterten, eine Thatsache, die auch nicht geeignet war, das Volk zu versöhnen und zu beruhigen; denn es konnte nicht fehlen, dass in den religiösen Zwist sich auch sozialistische Rancune mischen würde.

Vulliemin nahm in dieser schwierigen Frage eine unentschiedene Stellung ein: er verurteilte zwar damals noch die Dissidenz, schärfer aber die durch das Gesetz sanktionierte Verletzlichkeit der Glaubens- und Gewissensfreiheit. Er giebt zu, dass er durch die neue Strömung einigermassen beeinflusst worden sei. Mit andern Gesinnungsgenossen wandte er sich in einer Petition an die Akademie, indem er Protest erhob gegen die gesetzlich geschützte Intoleranz, und befürwortete die Schaffung einer freien, vom Staate unabhängigen Kirche, welche 17 Jahre später ins Leben treten sollte. Obwohl grundsätzlich getrennt von den Dissidenten, suchte Vulliemin nichtsdestoweniger die gemeinsame Arbeit mit ihnen auf dem Gebiete der Wohlthätigkeit, indem er hoffte, dass von diesem neutralen Boden aus vielleicht eine Einigung, wenigstens eine Vermittlung zu erzielen wäre: gemeinschaftlich gründete man in Nyon einen Armenverein, ein Waisenhaus und eine evangelische Gesellschaft.

Ein Leiden, dessen Spuren sich schon längst bemerkbar gemacht hatten, nämlich eine störende Nervenschwäche, wozu sich auch noch eine schwache Stimme gesellte, so dass er in dem kleinen Nyoner Kirchlein kaum verstanden werden konnte, nötigte Vulliemin, die Ärzte zu konsultieren. Man empfahl ihm Schonung und Reisen, damit er sich ausruhe, und da Vulliemin sich in der glücklichen Lage befand, den ärztlichen Rat be-

folgen zu können, begab er sich, mit Empfehlungsbriefen von seinem Oheim Gonthier versehen, nach Paris. Nachdem er sich die Weltstadt etwas besehen hatte, machte er die Bekanntschaft einer grossen Zahl hervorragender Persönlichkeiten damaliger Zeit; er bemerkt mit Genugthuung, wie man ihn in diesen Kreisen wie einen Angehörigen der Familie behandelt und zu Tische geladen habe. So verkehrte er häufig im Hause von Mme. Guizot, deren Sohn, der spätere Staatsmann und Gesandte, sich damals historischen Arbeiten hingab, lernte Mignet und Amédée Thierry, den Historiker, und Thiers kennen; die Bekanntschaft mit diesem letztern entwickelte sich zu einem wirklichen Freundschaftsverhältnis, das auch in späteren Jahren, nachdem der damalige Journalist und Gelehrte sich zum Staatsmann und Präsidenten der Republik emporgeschwungen hatte, fortgeführt und namentlich auch dann gepflegt wurde, wenn Thiers, wie er im Sommer häufig zu thun pflegte, am Genfersee weilte.

Nach sechswöchentlichem Aufenthalt in Paris kehrte Vulliemin nach Nyon zurück. Sein Nervenleiden war gewichen; aber die Heilung erwies sich in der Folge als eine vorübergehende. Bald sah er sich genötigt einem Amte zu entsagen, das er im Lauf der Jahre lieb gewonnen hatte. So ergab es sich aus den obwaltenden Umständen, dass er sich in noch jungen Jahren seinem wahren Berufe zuwenden und, ungehindert durch ökonomische Sorgen, einem Ziele zustreben konnte, das er schon während seiner Studienjahre im Stillen nie aus den Augen gelassen hatte. Seine Reisen auch hatten oft genug den Nebenzweck gehabt, seinen geschichtlichen Neigungen zu dienen und sie rege und wach zu erhalten, und mit Vorliebe hatte er sich unter seinen Bekannten stets enger an diejenigen anzuschliessen gesucht, deren Geistesrichtung und Wissen seine Zwecke zu fördern imstande waren.

Der Familienkreis hatte sich im Lauf der Jahre enger und enger geschlossen: seine zwei Schwestern waren in jugendlichem Alter gestorben; bald war ihnen auch die Mutter gefolgt,

kurz darauf der von ihm so hochgeschätzte Onkel, Pfarrer Gonthier. Im Jahre 1834 siedelte Vulliemin über nach Lausanne, dem geistigen Zentrum des Kantons, um die Archive und Bibliotheken zur Hand zu haben, und führte von da an das behagliche Leben eines Privatgelehrten.

An demselben Tage, an welchem er sein Amt niedergelegt hatte, begann er das ernste, kritische Studium Joh. v. Müllers, von Glutz und Hottinger. Diesen letztern übersetzte er, eine Arbeit, der er sich mit so viel Fleiss, Liebe und Hingebung widmete, dass er sie in überraschend kurzer Zeit bewältigte. Sein zweiter Schritt war, nach Zürich zu gehen und Hottinger seine Übersetzung vorzulegen. Hottinger empfieng den Westschweizer in herzlicher Weise, fand zwar seine Übertragung etwas frei, aber dem Geiste des Originals entsprechend, und auf seine Verwendung übernahm das Haus Orell & Füssli den Verlag. Dem Zürcher Professor hatte das Wissen und die Arbeitslust und Begeisterung, womit der junge Historiker die sich selbst gestellte Aufgabe gelöst hatte, so hohe Achtung eingeflösst, dass er ihn lebhaft ermunterte, Zeit und Kraft von nun an einer selbständigen Arbeit, der Fortsetzung Joh. v. Müllers zu widmen.

Wie aber Vulliemin sich eingehender mit diesem Plane zu beschäftigen anfing, lernte er erst die Grösse und Schwierigkeit des Unternehmens kennen. Da stieg in ihm der Gedanke auf, dass eine historische Gesellschaft hiebei eine schätzbare Gehülfin sein könnte, die einesteils im Publikum das geschichtliche Interesse wecken, andernteils ihm beim Sammeln von Quellenschriften und Urkunden helfend zur Seite stehen würde. Schon 1834 regte er im «NouvelleVaudois» den Gedanken einer Schweizerischen Geschichtsforschenden Gesellschaft an; vorerst sollten ihn aber näherstehende Aufgaben in Anspruch nehmen.

Mehrere seiner Freunde hatten wiederholt den Wunsch ausgesprochen, dass die Jahre 1835 und 1836, eigentliche Jubiläumsjahre für die Waadt, da sie vor damals 300 Jahren an die Schweiz gekommen und die Reformation angenommen

hatte, nicht verstreichen sollten, ohne dass das Andenken an jene Zeit aufgefrischt würde. Da wurde Vulliemin beauftragt, den «Chroniqueur» herauszugeben, ein Blatt, das während der zwei Jahre seines Bestehens alle 14 Tage erschien, und das die Geschichte jener vergangenen Zeiten schilderte, namentlich aber durch die Neuheit der Form das Interesse erregte: es hatte nämlich jeweils einen Leitartikel, Inland, Ausland und « faits divers », wie die Zeitungen unserer Tage. Durch den « Chroniqueur » wurde so ziemlich erreicht, was Vulliemin anstreben wollte, nämlich Weckung des historischen Interesses unter den Westschweizern, und als der Ruf erging zur Gründung einer Société d'histoire de la Suisse romande, antwortete das Publikum mit grosser Sympathie.

Es waren ganz besondere Umstände, welche Vulliemin veranlassen sollten, an sein Hauptwerk heranzutreten. Ein Franzose, Monsieur Ballimore, ein Verwandter der Buchhändler- und Gelehrtenfamilie Cherbuliez in Genf, der sein Vermögen in Paris gemacht hatte und nun in St. Gervais zurückgezogen lebte, wünschte seine Musse mit der Herausgabe einer Schweizergeschichte auszufüllen und machte Vulliemin bezügliche Vorschläge. Der Plan war, dass Monnard, damals (1835) Professor an der Akademie und am öffentlichen Leben beteiligt, Joh. v. Müller und Glutz übersetzen sollte. Darauf würde die von Vulliemin schon besorgte Übersetzung von Hottinger folgen, welche er hierauf bis zum 18. Jahrhundert fortzusetzen hätte; endlich sollte Monnard mit der Geschichte der Neuzeit den Abschluss bilden. Das Honorar sollte Fr. 800 betragen für jeden Band Übersetzung; für die Originalarbeiten aber bot Ballimore Fr. 8000, welche Vulliemin und Monnard zu gleichen Teilen unter sich teilten.

Mit aller Hingebung machte sich Vulliemin an die ihm übertragene, genau abgegrenzte Arbeit. Die folgenden zwei Jahre widmet er seinen Studien und den damit verbundenen Reisen; er erforscht die Archive und Bibliotheken in Genf, Neuenburg, Freiburg, im Wallis, in Basel, Aarau, Bern und Zürich; er

besucht die klassischen Stellen, die Schlachtfelder; ebenso führen ihn seine Forschungen nach Lyon, nach Marseille, Genua und Turin. Nicht überall wollte man gern dem Schweizer die Archive öffnen; aber die Empfehlungen, welche hochgestellte Personen ihm stets bereitwilligst zur Verfügung stellten, verschafften ihm schliesslich überall Zutritt, selbst da, wo man Fremde sonst kaum oder nie zuzulassen pflegte. Selbstverständlich wurden gesellschaftliche Pflichten und Annehmlichkeiten nicht vernachlässigt. In Turin lernte er den unglücklichen Silvio Pellico kennen, der 10 Jahre (1820—1830) in österreichischer Gefangenschaft geschmachtet und Spielberg als gebrochener Mann verlassen hatte. Pellico, von dem nach seiner Freilassung seine Landsleute erwartet hatten, er würde durch patriotische Werke die freiheitlichen Bestrebungen in Italien wecken und fördern, fand in sich nicht mehr die frühere Kraft und das ehemalige Feuer und war unpopulär geworden. Vulliemin suchte ihn nichtsdestoweniger häufig auf, wusste ihn aus seiner Gedrücktheit herauszulocken und stand später beständig mit ihm in Korrespondenz.

Im gleichen Jahre finden wir Vulliemin in Luzern, von wo aus er sich nach dem Tessin begibt, und wo ihm der damalige Staatsrat und Statistiker Franscini dienstfertig zur Seite steht. Von Bellinzona aus führt ihn sein Weg in die Bündnerthäler nach Chur; durchs Prättigau geht er nach dem Engadin, überall forschend und sammelnd, bis nach Mailand, wo ihm die Archive zum ersten Mal definitiv verschlossen bleiben (1838). Die österreichische Regierung witterte nämlich in dem harmlosen Gelehrten einen Spion und liess alle seine Schritte, all' seinen Umgang polizeilich überwachen, und zwar in so aufdringlicher und ostentativer Weise, dass er sich ordentlich nach der Rückkehr ins nahe Vaterland sehnte und den Augenblick begrüsste, da er wieder Schweizererde betrat:

« J'affirme que je ne me suis jamais senti plus heureux de rentrer dans ma patrie, que jamais je n'ai trouvé le Simplon

plus beau, l'air des Alpes plus pur et que jamais je n'ai revu, le cœur plus joyeux, la terre libre des Suisses ».

Im Jahr 1839 finden wir Vulliemin in Paris, wo seine Bekannten aus früherer Zeit, M. Michelet und M. Mignet, ihm bei seinen Forschungen mit aller Zuvorkommenheit begegnen und ihn mit grosser Freundschaft behandeln; auch verkehrt er im Salon von M. Thiers, damals Minister des Auswärtigen, in intimster Weise.

Wir machen uns einen Begriff von der Arbeitskraft Vulliemins, wenn wir wissen, dass er in etwas mehr als zwei Jahren sein Pensum, drei Bände, bewältigte; schon 1842 verliess der letzte Band die Presse. Monnards 18. Jahrhundert sollte später erscheinen. Eine deutsche Übersetzung, herausgegeben bei Orell & Füssli in Zürich, wozu Hottinger ein schmeichelhaftes Vorwort geschrieben hatte, liess nicht lange auf sich warten.

Die Freunde Vulliemins hatten mit Spannung das Erscheinen des Werkes erwartet und zollten ihm fast durchwegs ungeteilten Beifall; fleissig und einträchtiglich wurde daher im In- und Auslande das Lob der neuen Schweizergeschichte eingeläutet. Es fehlte dem Autor auch nicht an Ehrungen aller Art: die Akademie in Turin ernannte ihn zu ihrem Mitgliede, die Akademie in Lausanne zum Honorar-Professor, der Basler Historische Verein zum Ehrenmitglied. König Friedrich Wilhelm IV. von Preussen schenkte ihm eine goldene Medaille, und vom König von Sardinien erhielt er das Ordenskreuz des hl. Lazarus und des hl. Mauritius; endlich wurde er von der Universität Basel zum Doctor honoris causa ernannt.

In den folgenden Jahren übernimmt Vulliemin im Verein mit Monnard die Redaktion des «Courrier Suisse», arbeitet aber zugleich an einem von einer deutsch-schweizerischen Kommission angeregten « Historisch-geographisch-statistischen Gemälde der Schweiz », das bei Huber in St. Gallen und Bern erschien, und wovon ihm als Aufgabe der Kanton Waadt zugeteilt worden war.

So teilte er seine Thätigkeit zwischen Politik und Geschichte

zu einer Zeit, welche reich an Aufregungen war und deren politische Spannungen in der die Kantone beunruhigenden Jesuitenfrage gipfelten. Der Ohnmacht der Tagsatzung stand die unternehmungslustige kantonale Initiative gegenüber, und während die oberste Landesbehörde sich mühsam darüber stritt, ob sie oder ob sie nicht befugt sei, in der schwebenden Frage zu entscheiden, klang im Volke der gebieterisch fordernde Ruf: «Fort mit den Jesuiten!» Auch im Waadtlande richtete sich der Sinn des Volkes mit Unwillen gegen den römischen Jesuitismus, der schmerzlich an die religiöse Spaltung im Kanton erinnerte. In dem verhassten Methodismus sah man das Abbild der Jesuitengefahr: der frömmelnde Hochmut der Momiers, die protestantische Unnatur, welche Staat und Kirche zu beherrschen drohten, regte die Gemüter mächtig auf. Die Dissidenz hatte sich im Laufe der letzten 20 Jahre durch ihre Beharrlichkeit, durch ihre Standhaftigkeit und Leiden viele Sympathien erworben unter den Anhängern der Landeskirche, und wenn sie numerisch auch nicht viel gewachsen war, so war dagegen ihr Geist in die Landeskirche gedrungen. Dort hatte er ein starkes, kirchliches Unabhängigkeitsgefühl einerseits und grosse, politische Abneigung gegen das damalige radikale Regiment anderseits gezüchtet, ein Regiment, das die Momiers seit dem berüchtigten Erlass vom Mai 1824 fortwährend hart mitgenommen und das die Glaubens- und Gewissensfreiheit häufig genug verletzt hatte. Unter solchen Umständen brauchte es nur eine Veranlassung, die Katastrophe herbeizuführen.

Als 1845 die Regierung den Pfarrern des Kantons eine Proklamation zustellte, worin die Annahme der im Schosse des Grossen Rates ausgearbeiteten Verfassung empfohlen war und ihnen anbefahl, dieselbe von der Kanzel zu verlesen, weigerten sich über 40 Geistliche, dem Verlangen der Regierung nachzukommen, da sie gesetzlich nicht verpflichtet seien, amtliche Publikationen von der Kanzel zu verlesen. Die renitenten Pfarrer wurden vor die Kapitel gestellt und von denselben freigesprochen. Der Staatsrat sah freilich die Sache anders an als die Geistlichkeit

und suspendierte die meisten Angeklagten im Amte auf kürzere oder längere Zeit. Da trat die gesamte kantonale Geistlichkeit im grossen Saale des Stadthauses zusammen, und nach zweitägiger Beratung reichten 184 Pfarrer ihre Demission ein mit der Erklärung, keine Willkür erdulden und ihre Funktionen nicht eher wieder aufnehmen zu wollen, bis sie gegen staatliche Übergriffe sicher gestellt seien. Diese Sicherstellung wollte der Staat nicht leisten, und so gründeten zwei Jahre später die Demissionäre, die in den Augen ihrer Anhänger als Märtyrer galten und entsprechend gefeiert wurden und denen reichliche Geldspenden zuflossen, die église libre und in Lausanne eine faculté de théologie.

Die mit dieser Kirchenspaltung verbundene Revolution hatte Vulliemin veranlasst, die Redaktion des «Courrier Suisse» aufzugeben, der nun radikal werden sollte. Direkt beteiligte er sich nicht an diesem Kirchenstreit; aber in seinen Briefen, namentlich an Calame, den neuenburgischen Staatsmann, findet der Zwist ein bewegtes und schmerzliches Echo. Er hatte wie kein anderer die Entwicklung der kirchlichen Verhältnisse im Kantone verfolgt und hatte richtig erkannt, dass Fehler auf beiden Seiten begangen worden waren; den Grundsatz der Glaubens- und Gewissensfreiheit aber hatte er stets hochgehalten, und er sah darum in der Härte des Staates eine Verletzung dieses Grundsatzes. So kam es, dass er die Sache der Demissionäre und Dissidenten zu der seinigen machte, sie in Wort und Schrift verteidigte und freundschaftlichen Verkehr mit ihnen anbahnte, indem er sie in seinem Hause empfing. Freilich trat er anfänglich trotz allen Drängens der église libre nicht bei, da er damals grundsätzlich gegen die Lostrennung war und noch auf eine Wiedervereinigung hoffte, fand überdies, wie Mme. Vulliemin schreibt, « dass die Demokratie sich darin zu breit mache, und er sich mit den Geistlichen nicht gut vertragen könne ». Aber kurz darauf liess er sich zum Professor der Theologie an der faculté libre wählen und trat nun der

Kirche auch formell bei, der ohnehin schon alle seine Sympathien gehört hatten.

Im Jahre 1849 machte er die Bekanntschaft des Zürcher Professors G. v. Wyss, welche bald zu warmer Freundschaft sich entwickeln sollte, die in gleicher Herzlichkeit andauerte bis zum Tode Vulliemins und die in einem ununterbrochenen Briefwechsel, zuweilen auch in persönlichem Zusammentreffen, gepflegt wurde.

Vulliemin hatte sich in Mornex — ganz nahe liegt jetzt der Lausanner Bahnhof — eine Villa gekauft und lebte, da er sich von aller Politik zurückgezogen hatte, in völliger Zurückgezogenheit seinem stillen Amte eines Lehrers der Theologie, seinen Lieblingsstudien und dem Briefwechsel mit lieben Freunden. Im Umgang mit Gebildeten findet er seine liebste Zerstreuung; alles was die damalige Gesellschaft von Lausanne und Umgebung an hervorragenden Persönlichkeiten aufwies, stand in vertrautem Verkehr mit dem gelehrten Einsiedler von Mornex. Wir treffen wieder auf die Namen von Thiers und Mignet, von Souvestre, dem liebenswürdigen Schriftsteller, der sich vorübergehend in Lausanne aufhielt; er steht in Verbindung mit den Genfer Gelehrten Amiel und Naville, selbsverständlich mit Monnard, ebenso mit dem Pater Hyacinthe; er empfängt später in seinem Hause Blumer von Glarus, den Präsidenten des Bundesgerichtes, Anderwert von Frauenfeld, und viele Andere.

Unterdessen war die Einsamkeit in seinem Hause eingekehrt. Von seinen vier Kindern erlag das eine, der einzige Sohn, im Jünglingsalter einem Lungenleiden; die zwei ältern Töchter hatten sich verheiratet. Wir finden ihn in den 50er und 60er Jahren gar häufig auf dem Wege nach Nizza, wo er seinen Sohn begraben hatte, und wo eine seiner Töchter in glücklichen Verhältnissen lebte. Dort fesseln ihn bald neue Bande, namentlich an seinen lieben, aber früh verstorbenen Enkel. Vulliemin besass in hohem Grade jenen feinen, liebenswürdigen Humor und jene harmlose Schalkheit, welche die Herzen der Kleinen im Sturm zu nehmen pflegt und die in den folgenden, an einen

seiner jungen Freunde gerichteten Zeilen zum glücklichen Ausdruck gelangt:

«Mon cher petit Arnold,

On me dit, que tu es prisonnier. Tu es pris par la patte; je plains beaucoup un garçon qui est pris par le pied. Es-tu comme Achille? Tu sais qu'il était invulnérable dans tout son corps, excepté la patte. Eh bien, il faut guérir cette jambette, et pour cela patience, patience. On dit que ton lit est couvert de jeux, d'amusements, en sorte que j'ai peut-être tort de te plaindre. Et puis, tu as ta bonne mère tout à toi, coquin, c'est ce que je t'envie. Je voudrais bien pouvoir passer de longs moments à causer avec ta mère . . . .»

Und wie ein Spross der Familie nach dem andern hin sank, während der alternde Mann frischen Geistes sich wieder anschloss an die junge Generation und den Geist unserer Zeit, so finden wir auch seinen Verkehr sich immer weiter ausdehnen. In seinen Briefen begegnen wir neuen Namen, demjenigen Ramberts, Professors am eidg. Polytechnikum, demjenigen Conr. Ferd. Meyers, der freundschaftlich mit ihm verkehrt und ihn als Modell verwendet für seinen Herzog Rohan in Jürg Jenatsch; er schreibt seit seiner Wahl zum Professor der Theologie Artikel historischen und moral-theologischen Inhalts in die «Revue chrétienne» und den «Chrétien évangélique» und ist ständiger Rezensent für die «Bibliothèque universelle».

Ohne sich am öffentlichen Leben zu beteiligen, verfolgt er doch die Tagesfragen mit regem Interesse, so diejenige der Revision der Bundesverfassung, in der er den zu Tage tretenden Zentralisationsgedanken als überzeugter Föderalist ins Pfefferland wünscht, die Schöpfung einer eidgenössischen Universität, wobei er auch wieder fürchtet, die Westschweizer möchten zu kurz kommen, den Krieg von 1870/71, die Mermillod-Affäre, die Gotthardsubvention: alles findet ein Echo in seinen Briefen, namentlich an Wyss, der meist mit ihm einig geht.

Im Alter von 76 Jahren fasst er noch den Gedanken, eine Schweizergeschichte, einen «kleinen Vulliemin», zu schreiben,

der für Schulen bestimmt sein sollte. Die Arbeit, die er anfänglich mehr spielend und zur Erholung betrieben hatte, sollte ihn bald genug völlig in Anspruch nehmen. Häufig fand er sich im Zwiespalt mit der Kritik, deren Resultate, die mit der poetischen Tradition herzlos aufräumten, er gar gerne in Frage ziehen möchte. Sein beständiger Berater bei der Abfassung des I. Bandes war G. v. Wyss, der häufig die historische Treue auf Kosten der Legende retten musste. Im II. Band gesellte sich Vulliemin einen Mitarbeiter zu in der Person des Professors Vaucher in Genf. Es konnte nicht ausbleiben, dass der hochkonservative Waadtländer und der kritische Genfer Professor die historischen Thatsachen nicht selten von gar verschiedenem Standpunkte aus beurteilten. «Der zweite Band», urteilt Vulliemin, «ist wahrscheinlich ein wenig besser als der erste. weil ich mit dem Stoff vertrauter war», — und fährt dann in launiger Weise fort — «doch hat mir Vaucher manchen Hieb versetzt, an Scharmützeln hats nicht gefehlt». Die gegenseitige Achtung, welche sich die beiden Gelehrten unverhohlen zollten, liess sie leicht alle Differenzen begleichen. «Ah, vous êtes le plus aimable des patriarches!» pflegte Vaucher auszurufen, wenn Vulliemin ihm in diesem oder jenem Punkte nachgegeben hatte.

An seinem 80. Geburtstage ehrten ihn 12 seiner Freunde, Mitglieder der Schweizerischen Geschichtsforschenden Gesellschaft, mit einem Geschenk, einem Becher von künstlerischer Ausführung, begleitet von einer von G. v. Wyss redigierten Adresse.

Ein Jahr später, am 10. August 1879 erlag Vulliemin einem Lungenleiden. Vaucher widmete ihm einen Artikel in den «Mélanges d'histoire nationale», wo er als Fachmann die Bedeutung des Verstorbenen für die Wissenschaft in präziser Weise klar legt. Ich entnehme daraus folgende Züge:

Vulliemin war ein ausgezeichneter Geschichtschreiber, weit weniger ein Geschichtsforscher, wenn er sich auch mit Quellenstudien häufig genug beschäftigte. Der kritische Geist

wurde bei ihm nicht selten zu sehr im Zaume gehalten oder gar völlig unterdrückt durch das Trachten und Streben nach künstlerischer Darstellung, und es konnte zuweilen geschehen, dass er der Harmonie des Ganzen die Detailgenauigkeit zu opfern imstande war. Aus diesem Grunde stellen viele eine Anzahl kleinerer Schriften, wie einige von ihm verfasste Biographien, weit über seine Geschichtswerke. Er stand, wie übrigens seine Zeit überhaupt, auf der Grenzlinie, welche die traditionelle von der kritischen Geschichtschreibung trennt; aber als er sich in vorgerückteren Jahren daran machte, seine kleine Schweizergeschichte zu schreiben, begriff er wohl, dass es an der Zeit sei, mit der Tradition zu brechen und sich der neuen Schule anzuschliessen. Er hat darum mit äusserster Gewissenhaftigkeit seine Aufgabe gelöst und ein Buch geschaffen, das bündig ist, ohne dabei an Klarheit einzubüssen, das genau ist, ohne jemals langweilig zu werden — kurz, ein Buch, in dem die Forderungen der Kunst und der Wissenschaft auf glückliche Weise vereinigt worden sind.

Wenn ich aus dem vor Ihnen entrollten Lebensbild die Persönlichkeit Vulliemins schärfer hervortreten lassen müsste, so würde das etwa in folgender Weise geschehen: diejenigen, welche ihn persönlich gekannt haben, rühmen an ihm die Liebenswürdigkeit im Umgang, mit der er seine Umgebung zu fesseln wusste. Auf seinem geistreichen Antlitz lag stets ein Ausdruck wohlwollender und milder Heiterkeit, die durch einen entschiedenen Zug von Vornehmheit gehoben wurde. In geselliger Unterhaltung wusste er sich leicht zum Mittelpunkt der Gesellschaft zu machen vermöge seines ausgezeichneten Erzählertalentes, einer unerschöpflichen Zahl von unterhaltenden, belehrenden oder erheiternden Geschichtchen, die er trotz seines dünnen Stimmchens mit feinem Lächeln und zeitweilig mit schwachem Wetterleuchten von Schalkheit und Schelmerei gar wirkungsvoll zu geben wusste.

Vulliemin war ein Aristokrat, zwar nicht von Geburt, aber in seinem ganzen Denken, Fühlen und Handeln. Er hat zeit-

lebens nach unten eine vornehme Abgeschlossenheit beobachtet und sich seinen Umgang gerne in höheren Kreisen gesucht. Sein Genuss waren seine Studien, seine Korrespondenz. Da liebte er über alles die Arbeit, besonders in den frühen Morgenstunden; dem in Angriff genommenen Pensum lag er ob mit rastlosem Eifer. Diese Tugend hat er geübt bis an sein Ende trotz zunehmender Kränklichkeit; noch am Abend vor seinem Tode beschäftigte er sich mit seiner Schweizergeschichte.

In religiöser Hinsicht huldigte er dem Jenseits-Christentum seiner Kirche, der er von ganzem Herzen zugethan war; dessenungeachtet teilte er manche ihrer Engherzigkeiten nicht und hatte sich von Jugend auf den freien, weiten Blick auch in religiösen Dingen gewahrt. Über alles aber liebte und schätzte er in jedem Bekenntnis die Freiheit in Glaubenssachen, welche er durch die Abhängigkeit der Kirche von staatlichen Behörden bedroht glaubte. Dieses Unabhängigkeitsgefühl hat Vulliemin auch in seine politischen Anschauungen hinübergetragen: er ist stets zum Föderalismus gestanden. Dass aber auch einem Föderalisten das Vaterland gar sehr am Herzen liegen kann, hat Vulliemin bewiesen in jungen und alten Tagen, und es bildet gewiss auch ein Kennzeichen seiner patriotischen Gesinnung, wenn wir als einen Hauptreiz seiner Schweizergeschichte hervorheben, dass dieselbe durchweht ist von einem Hauch inniger Vaterlandsliebe.